

Die Erhaltung Technischer Denkmäler in Nordrhein-Westfalen

Es freut mich, daß der Europarat diese Veranstaltung hier in Bochum, im Ruhrgebiet, in Nordrhein-Westfalen, durchführt. Der Ministerpräsident unseres Landes, Johannes Rau, hat Ihnen bei der Eröffnung gestern schon diese Freude, die die Landesregierung hat, mitgeteilt. Es ist nicht die erste Veranstaltung des Europarates im Ruhrgebiet. 1985 fand in der Nachbarstadt von Bochum, in Dortmund, ein Kongreß statt zu dem Thema „Umweltbedingungen und Entwicklungschancen der Industriestadt in Europa“. Heute ist das Thema „Technische Denkmäler des Bergbaus als kulturelles Erbe“.

Die thematische Nachbarschaft der beiden Kongresse gibt mir Anlaß, zu beginnen mit einigen Bemerkungen über das Verhältnis von Kultur und Technik. Beides, Kultur und Technik, sind Formen der menschlichen Lebensbewältigung. Kultur in ihrer ganzen Breite und Ausformung hat eine längere Tradition. Beginnend mit der Neuzeit und industriell ausgeformt im 19. Jahrhundert hat Technik traditionelle Kulturformen mehr und mehr an die Seite gerückt und eben neue technische Formen der Lebensbewältigung und in ihrer ganzen Doppeldeutigkeit der Naturbeherrschung gesetzt. Zwei Phasen dieser Entwicklung möchte ich kurz ansprechen, weil sie bedeutsam sind für Überlegungen, wie es mit der Industriegesellschaft weitergehen kann.

Die erste Phase reicht von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zu seinem Ausgang. In der Mitte des 19. Jahrhunderts, so hat es ein deutscher Philosoph, Karl Friedrich von Weizsäcker, formuliert, führte die technische Entwicklung zu einer fundamentalen Veränderung des geistigen Le-

bens in Europa. Karl Friedrich von Weizsäcker hat dieses auf einen prägnanten Aphorismus gebracht. Er sagte, die Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland war bestimmt vom Übergang von Schelling & Hegel zu Siemens & Halske. Und wenn wir uns, von diesem Aphorismus ausgehend, in einigen Punkten ansehen, was damals geschah, so finden wir bedeutende Veränderungen, insbesondere in der Kunst. Als die wirtschaftliche und soziale Entwicklung, Technik und Industrie beherrschend wurden, verweigerte sich die Kunst weitgehend der Gegenständlichkeit. Die Technisierung der Welt und die Verweigerung der Gegenständlichkeit durch die Kunst fallen zusammen.

Wenn wir heute darüber nachdenken in der Reflektion über technische Welt, Kunst und Kultur, so drängt sich die Frage auf, ob nicht die geistigen Fragen, die heute aufgeworfen sind in dem Dialog zwischen Moderne und Postmoderne, nicht damals bereits angelegt waren. Daß die Geburtsstunde der modernen Kunst schon eine Verunsicherung dokumentierte, eine Verunsicherung vor einer – in einem weiten Sinne – fragwürdigen gegenwärtigen Welt. Sicher gab es bei der kulturellen Entwicklung Ausnahmen. Eine wichtige Ausnahme war die Architektur. Die Architektur konnte sich diese Grundhaltung, sich der Gegenständlichkeit zu verweigern, nicht leisten, denn Architektur war, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nie zweckfrei. Sie mußte den praktischen Zwecken der Wirtschafts- wie der Sozialentwicklung dienen und deshalb Kompromisse finden zwischen dem kulturell-künstlerischen Verlangen, die große Fragwürdigkeit einer technisierten Welt zum Ausdruck zu bringen, andererseits aber der technischen Welt bauliches Gehäuse zu schaffen.

Ein zweiter Hinweis sei erlaubt: Wenn wir uns die Kunstgeschichte als Ganzes ansehen, so sehen wir in dem Teil der Kunst, der sich vom Thema her der Technik widmete, vielleicht Ausnahmen. Die Kunst des Bergbaus bringt hier wesentliche Beispiele. Der erste Direktor dieses Hauses, des Bergbau-Museums, Heinrich Winkelmann, hat den im deutschsprachigen Raum vielleicht bedeutendsten Beitrag zum Verhältnis von Bergbau und Kunst herausgearbeitet. Die wichtigsten Dokumente, über die er im Band „Der Bergbau in der Kunst“ berichtet, sind auch hier im Museum zu sehen. Ich nehme an, Sie haben sie gesehen oder werden sie noch sehen. Und wenn man beides betrachtet, die Ausstellung der Kunst im Bergbau und auch das, was Winkelmann darüber aufgearbeitet hat, so wird man eins feststellen: Anders als bei neueren Techniken hatte der Bergbau lange vor diesem tiefen Entwicklungsbruch, den von Weizsäcker auf den Punkt gebracht hat, bereits eine Kunsttradition entwickelt. Diese hat die Kunst, die sich dem Bergbau zuwandte, weiter beibehalten. Mit wenigen Ausnahmen, die sicherlich auch ungegenständlich wurden, mit einer speziellen Entwicklungsrichtung, nämlich der nicht mehr photographisch abbildenden, aber doch deutlich gegenständlichen Darstellung des Leidens der Arbeitswelt. Dieses war eine Richtung, die in der Bergbaukunst zu erkennen ist. Und damit haben wir vielleicht die nicht dominante, aber zweite wichtige Richtung, die man im Blick haben muß, wenn man die Geschichte des Bergbaus in seiner Widerspiegelung durch die Kunst betrachtet, daß hier neben der Generallinie – Flucht aus der Gegenständlichkeit – die Zuwendung zu der sozialen Kehrseite der technischen Entwicklung des mit industriellem Fortschritt verbundenen Leidens auftaucht, zumindest in der ersten Phase der industriellen Entwicklung.

Eigentlich sollte man zuerst über die ökonomische Basis und dann über die kulturelle Reflektion sprechen, aber ich tue es einmal in dieser Reihenfolge: Hinterlassen hat die industrielle Entwicklung eine immense Vermehrung von allem, was man in einer Gesellschaft mit Zahlen feststellen kann. In der Gründerphase verdoppelte sich die Einwohnerzahl des Ruhrgebiets. Sie stieg von knapp 4 zur Mitte des 19. Jahrhunderts auf über 10 Millionen zur Wende zum 20. Jahrhundert. In dieser Zeit wurde so viel gebaut, wie bis dato in der Menschheitsgeschichte nicht. Mit dem Stichwort „Gründerzeit“ ist diese Epoche in die Geschichtsschreibung eingegangen, und wenn ich noch einmal wieder einen Rückblick auf den kulturellen Zusammenhang machen darf, so ist ja diese Gründerzeit baugeschichtlich davon geprägt, daß sie nichts Eigenes zustande brachte, sondern daß sie lebte vom Zitat, vom neugotischen, neuromanischen, vom Neorenaissance-Zitat.

Wenn Kunst zitiert, drückt sie damit eine spezifische Verunsicherung der Zeit aus. Sie ist hier vor allem auch dadurch geprägt, daß diese Gründerzeit letztlich keine Zeit hatte, sich klarzuwerden, was eigentlich passierte. Und Zeitmangel führt im allgemeinen dazu, daß man sich der

neuen eigenständigen Form verweigert. Auf jeden Fall halten wir dieses fest: Die Gründerzeit prägte für ein gutes Jahrhundert die Gesellschaft, das kulturelle Gesicht des Ruhrgebiets wie der anderen klassischen Industriegebiete Europas.

Die Montanindustrie, Bergbau und Stahl, in der Folge auch die mit dem Montankomplex verbundenen Industrien wie die Chemie wurden dominierend für die wirtschaftliche Entwicklung. Die Industrie, so darf man es sagen, fraß sich hinein in eine Kulturlandschaft, die vorher so ausgesehen hatte, wie andere europäische Landschaften auch, jetzt aber eine elementare und rapide Veränderung erfuhr. Bewußt wurde uns dieses erst 100 Jahre später, als ökologisches Bewußtsein deutlich wurde. Und auch dieses bleibt diskutiert, weil die Menschen aus dem Glauben an die Grenzenlosigkeit technischer Entwicklungen heraus sich schwer daran gewöhnen möchten, ökologische Grenzen zu akzeptieren.

Ich will nur eine solche Grenze nennen, die vielleicht einfachste: Im Rahmen des technischen und sozialen Prozesses der Industrialisierung ist das Ruhrgebiet zum dichtest besiedelten Industrieland der Welt geworden. Hier leben bis zu 1000 Einwohner auf dem Quadratkilometer, in ganz Nordrhein-Westfalen sind es rd. 500. Nirgendwo auf der Welt, nicht in Japan, nicht in den Niederlanden, nicht in Belgien, nicht in den Vereinigten Staaten, gibt es Regionen von der Größe Nordrhein-Westfalens, nämlich 34 000 Quadratkilometer, die so dicht besiedelt sind. Wir haben hier einzelne Städte, in denen bereits über 70 % der Siedlungsfläche in Anspruch genommen sind durch Bebauung. Da 100 % eine nicht überschreitbare Grenze sind, wird hier vielleicht als erstes die Logik der Grenze sozialer und technischer Entwicklung deutlich.

Mit dieser Vorbelastung geht die Industriegesellschaft, gehen die Industrieregionen hinein in die zweite Phase, über die ich sprechen möchte, in die Phase des tiefgreifenden strukturellen Wandels, der sich seit den 60er Jahren anbahnt und der in den 70er und 80er Jahren deutlich wurde. Wieder ist dies ein Wandel aufgrund technischer Entwicklungen, aber nun ein Wandel, der von einem noch schnelleren und noch unfaßbareren Tempo bestimmt wird, als es die Veränderungen in der Gründerzeit des 19. Jahrhunderts waren. Darüber ist lange gerätselt worden. Es ist ja erstaunlich, wie schwer sich Wissenschaften mit der Erkenntnis tun, was die eigentlichen Gründe für Entwicklungen sind. Es ist lange gerätselt worden, wo die tiefen Gründe des einmaligen Wachstumsprozesses der Nachkriegszeit liegen. Ich glaube, die Antwort ist heute deutlich: Sie liegen in dem historisch nicht gekannten Maß an technischen Neuerungen, die in den Industrieländern aufgenommen und in industrielle Produktionen umgesetzt wurden, allerdings eben wieder mit tiefgreifenden Veränderungen in der Industriestruktur.

Ich will einige nennen, damit man dieses sozialökonomisch einordnet, was wir kulturell bewältigen wollen. Die

Zahl der Bergleute ist zurückgegangen, die Zahl der Stahlarbeiter ist zurückgegangen, die Zahl der Menschen, die in den Dienstleistungssektoren arbeiten, hat sich verdreifacht, im Einzelhandel verdoppelt. Damit werden wir nur schwer fertig. Aber wir müssen uns darauf einstellen im Hinblick auf zukünftige Entwicklungen.

Die zukünftigen Entwicklungen werden, so glaube ich, von folgenden Fakten bestimmt sein: Der große Zuwachs der Bevölkerung, der noch auf die Gründerzeit zurückzuführen ist, hat aufgehört, und wir stellen uns in den Industrieregionen auf einen Rückgang der Bevölkerung ein, vor allem in den ersten Jahren des nächsten Jahrtausends. Wir stellen uns darauf ein, daß die Tendenz zur Verringerung des industriellen Sektors fortschreitet und daß öffentliche und private Dienstleistungen zunehmen. Wir müssen uns darauf einstellen, daß weniger Zeit mindestens für die industrielle Produktion gebraucht wird. Es bleibt offen, wieviel Zeit für welche Arbeit gebraucht wird, aber für die industrielle Produktion viel weniger. Wir haben damit die Chance, anders über Zeit zu disponieren als früher. Ich halte dies für die größte Chance des aufkommenden nächsten Jahrhunderts, daß wir nicht mehr allein darum kämpfen müssen, wieviel Einkommen jemand hat, sondern daß wir auch wählen dürfen, wieviel Zeit den Menschen für unterschiedliche Tätigkeiten zur Verfügung steht. Wir können uns darauf einstellen, daß mehr Menschen im Erwerbsleben stehen, und gleichzeitig, daß sie mehr Freizeit haben.

Das sind Entwicklungen, die auf uns zukommen, und damit werden Fragen nach den Gründen und den Folgen dieser Entwicklung lauter, weil die Menschen auch mehr Zeit haben, Fragen zu stellen. Ihr Bedürfnis, neben dem Arbeitsleben wieder kulturell eingebunden, rückgebunden, vorwärtsgebunden zu sein, wird zunehmen. Hier setzt das ein, worüber wir auf diesem Kongreß sprechen und wofür ich in der Landesregierung in Nordrhein-Westfalen verantwortlich bin – Sorge zu tragen, daß die Menschen, dort wo sie leben, in Städten und Dörfern, in der Landschaft, Kultur erfahren können. Dazu jetzt einige konkretere Bemerkungen.

Denkmalschutz im weitesten Sinn ist Teil von Kultur. Das Bedürfnis, Denkmäler zu schützen, hat bei den Menschen zugenommen. Ich glaube, diese Entwicklung ist darauf zurückzuführen, daß die psychosoziale Anpassungsfähigkeit der Menschen angesichts des Tempos industriell-technischer Veränderungen abgenommen hat und daß sie etwas suchen, woran sie sich in ihrer Erfahrung, in ihrer Lebenswelt festmachen können. Dies kann man am ehesten an dem, was die bauliche Umwelt bestimmt, an Bauwerken, Kunstwerken, an dauerhaften Gebrauchsgegenständen.

Wenn dieses so als politische These, nicht nur als kulturelle, in den Raum gestellt wird, wird schnell Gegenwehr laut, und wir erfahren dann eine Debatte, man solle doch des Guten nicht zuviel tun. Dieses Argument zeigt, daß eine technische Welt, die im wirtschaftlichen und naturwissen-

schaftlichen Bereich von der Exaktheit der Zahlen lebt, wenn sie über Kultur räsoniert oder polemisiert, Fakten nicht zur Kenntnis nehmen will. Deshalb will ich diese Fakten noch einmal nennen:

Es gibt in Nordrhein-Westfalen 3 Millionen Gebäude. 2 Millionen davon sind erst nach dem Kriege entstanden. Eine so große Zahl von Neubauten – 2 Millionen oder 66 % des Bestandes in nur 40 Jahren – ist ein historisches Phänomen, dessen Dimension sich bei der ersten Formulierung noch gar nicht erschließt. Lediglich 80 000 Gebäude haben Denkmalwert. Ich will es jetzt polemisch formulieren: Wenn es allein um den Denkmalschutz ginge und sonst um nichts, können in Nordrhein-Westfalen 2 920 000 Baulichkeiten abgerissen werden. Nur nicht die 80 000 Denkmäler. Und von daher wird der Widerstand gegen den Erhalt von Denkmälern unbegreifbar – gerade wenn man sich der Problematik quantitativ, also wirtschaftlich und naturwissenschaftlich, nähert. Mein Ratschlag also an Sie: Gerade der Kultur tut es manchmal gut, exakte Zahlen zu kennen.

Weitere Argumente, warum Denkmäler nicht bewahrt werden könnten, sind auch hinfällig geworden. Ich habe die abnehmende Bevölkerungszahl in alten Industriegebieten angesprochen. Abnehmende Bevölkerungszahl muß, wenn die Menschen halbwegs vernünftig bleiben, bedeuten, daß Flächen frei werden. Die industriellen Prozesse müßten, wenn sie vernünftig sind, auf kleinere Dimensionen eingerichtet sein. Es macht keinen Sinn, den Mikrochip zu verherrlichen und gleichzeitig zu fordern, daß Industrie mehr Flächen braucht als in der großindustriellen Epoche. Also: Zeit und Platz sind da, um Denkmäler zu bewahren.

Denkmäler haben wichtige Funktionen für die Kultur. Sie sind Grundlage eines kreativen Potentials. Die Erfahrung zeigt, daß in historischer Umgebung am ehesten die Bedingungen für zukunftsweisende Architektur entstehen. Wir wissen, die Auseinandersetzung mit Altbautechniken ist eine wesentliche Quelle für den technischen Fortschritt im Bauen, auch in der Bauphysik und als Grundlage für ökologisches Bauen. Die Beschäftigung mit früheren Produktionsformen, Baukulturen, Wohnformen, Lebensstilen sind eine Quelle zur Entwicklung neuer Lebensstile.

Und wenn wir eine Konsequenz ziehen wollen aus der Verunsicherung der Sphären von Technik und Kultur, so können wir eine Antwort wohl nur finden, wenn wir neue Lebensstile leben lernen. Dies gilt für Denkmalschutz, dies gilt auch für Technische Denkmäler, um die Sie sich mühen.

Nun wissen Sie, daß Technische Denkmäler ungleich größere Probleme aufwerfen als manche klassischen Baudenkmäler, gotische Kathedralen oder barocke Schlösser. Dafür gibt es mehrere Gründe. Gewöhnliche Baudenkmäler – formuliere ich jetzt, obwohl das Wort gewöhnlich auf gotische Kathedralen nicht paßt – sind zumeist von offen-

kundiger ästhetischer Qualität. Die ästhetische Anziehungskraft von Technischen Denkmälern dagegen ist schwer zu beurteilen. In einigen Fällen ist sie – abhängig vom Maßstab – vielleicht auch nicht gegeben. Damit ist die gesellschaftliche Akzeptanz geringer, solche Denkmäler bewahren zu wollen.

Ein weiterer Grund: Technische Denkmäler sind zumeist gleichzeitig Baudenkmäler und denkmalwerte Produktionsanlagen. Während der Erhalt von Baudenkmälern mit konventionellen Mitteln möglich ist, ist der Erhalt von Produktionsanlagen, in denen keine Produktion mehr stattfindet, wesentlich schwieriger.

Drittens: Gerade die Montanindustrie hat Anlagen geschaffen, die mit der zugehörigen Infrastruktur, der Werksbahn, den Kanälen, Rohrleitungen und Energieversorgungsanlagen eine Dimension haben, die selbst weitläufige Schloßanlagen des Barocks übertreffen.

Viertens: Technische Denkmäler bestehen in hohem Umfang aus Eisen und Stahl mit allen Problemen der Korrosion, die sich hier ergeben und die schwieriger zu meistern sind als die Beschädigungen an Steinen und Beton.

Der fünfte Grund sind häufig mangelnde offensichtliche Nutzungsmöglichkeiten, die den Umgang mit Technischen Denkmälern erschweren. Es ist oft schwierig, etwas zu finden, was in Technischen Denkmälern gemacht werden kann, wenn man ihren Erhalt zu sichern beabsichtigt.

Und sechstens, auch das sei hinzugefügt: Technische Denkmäler befinden sich oft im Eigentum abstrakter Kapitalgesellschaften. Während wir inzwischen bei Familienbetrieben – den Schmieden im Bergischen Land zum Beispiel – feststellen können, daß die Familieneigentümer in vielen Fällen ein gewisses Interesse entwickeln, daß ihr Betrieb erhalten bleibt, so ist darüber mit den Unternehmensleitungen von Kapitalgesellschaften schwieriger zu sprechen. Ich sage dies jetzt nicht als Vorwurf, weil ich weiß, in welchen Zielkonflikten zwischen dem Aktionär verpflichteter Renditeerzielung und kultureller Verpflichtung an die Gesamtgesellschaft sie stehen, aber das Faktum besteht.

Schließlich bleibt für das Ruhrgebiet deutlich, daß auch hier Zeit gefehlt hat, um sich überhaupt intensiv zu beschäftigen mit dieser Herausforderung, kulturelle Denkmäler zu bewahren. Eigentlich sind es ja nur 20 Jahre, die wir bisher hatten, um darüber nachzudenken, was bleibt von dem kulturell-technischen Erbe einer Industrie, die sich langsam zurückzieht und sich weiter zurückziehen wird. Dennoch: Hier in Nordrhein-Westfalen, und ich glaube auch in vielen Ländern, gelingt es, mit unterschiedlich intensiven Schritten dieses Problem zu regeln.

Man muß sich darauf verständigen, daß man unterschiedliche Arten der Erhaltung von Industriedenkmälern anstreben muß, wenn man zum Erfolg kommen will. Ganz sicher gibt es in vielen Fällen den vollen Erhalt gesamter techni-

scher Produktionsanlagen. Man wird dann meist die Form des Industriemuseums wählen, wie wir es in Nordrhein-Westfalen mit dem Westfälischen und dem Rheinischen Industriemuseum der Landschaftsverbände Westfalen-Lippe und Rheinland getan haben.

Es gibt dann zum zweiten die Umnutzung von Teilanlagen für neue Zwecke unter mehr oder weniger weitgehender Aufgabe der Gesamtanlage. Ein Beispiel ist die ehemalige Zeche Maximilian in Hamm, die zum Mittelpunkt eines Freizeitparks geworden ist.

Es gibt manchmal die Beschränkung auf Erinnerungssymbole, wie den Förderturm über diesem Haus oder andere Beispiele ähnlicher Art. Schließlich sollte man auch darüber nachdenken, ob nicht im einzelnen Fall die Bewahrung einer Industrieanlage als Industrieruine auch die geeignete Form ist, dieses Erbe zu bewahren, wenn diese Industrieruine städtebaulich zureichend in Freizeitanlagen einbezogen ist und nicht sozusagen als Herausforderungsobjekt zu weiterer Zerstörung dient.

Ich sagte, in vielen Ländern und bei uns in Nordrhein-Westfalen versuchen wir, diese vier Wege zu gehen. Ich habe das Rheinische und Westfälische Industriemuseum genannt. An insgesamt 15 Standorten werden damit geeignete Industrieobjekte in dieser Weise museal erhalten und genutzt. Ein Schwerpunkt ist der Bergbau: Die Zeche Nachtigall in Witten, die Zeche Hannover in Bochum-Hordel und vor allem die Zeche Zollern 2/4 in Dortmund-Bövinghausen sind die markanten Beispiele.

Wenn wir uns den entsprechenden Anlagen der Zwischenkriegszeit zuwenden, werden die Schwierigkeiten immer größer. Das derzeit größte Problem ist das der Zeche Zollverein in Essen. Sie werden diese Anlage sehen. Wir müssen in diesen Monaten entscheiden, was mit dieser Zeche, die alle Probleme, die ich hier eben genannt habe, in sich vereinigt, geschehen soll. Damit werden auch finanzielle Dimensionen erreicht bei der Erhaltung, die in einer Gesellschaft, die zwar reich ist, aber ihren Reichtum nicht durch entsprechende Steuerzahlungen bestätigt, immer schwieriger werden.

In vielen Fällen sind Umnutzungen in Nordrhein-Westfalen möglich geworden. Dort, wo in Stein gebaute Erinnerungstücke an die industrielle Entwicklung erinnern, ist dies möglich. Der vielleicht schon europaweit bekannteste Fall ist ein Rathaus in einer Textilfabrik, nämlich bei Ermen & Engels in Engelskirchen. Studenten wohnen in ehemaligen Gewürzfabriken, Gewerbe- und Technologiezentren sind in einer Textilfabrik untergekommen, Beratungsstellen für alternative Betriebe in einer ehemaligen Wohnhalle. All dies geht, und wir bemühen uns weiter darum.

Eingesetzt wird hier in Nordrhein-Westfalen mehr als die Mittel, die originär für Denkmalschutz zur Verfügung stehen. Wenn allein die finanziellen Aufwendungen für diesen Zweck, für diese große Aufgabe eingesetzt würden, würde dies nicht reichen. Aber wir haben eine Priorität gesetzt in

der Baupolitik des Landes: Wann immer es Sinn macht, werden Bauförderungsmittel aller Art von der Wohnungsbauförderung bis zur Stadterneuerung konzentriert dafür verwandt, sinnvolle Zwecke in alten Industrieanlagen zu verwirklichen.

Wir haben ein weiteres Instrument, das einzusetzen sich lohnt. Das Land verfügt über einen Fonds, mit dem es ehemalige Industriegrundstücke aufkauft. Auch diesen setzen wir ein, um ehemalige Grundstücke samt technischer Aufbauten zu kaufen, wo kein anderer Erwerber da ist und wo unklar ist, was passiert. Es gibt, wenn das Land erst einmal Eigentümer ist, die Chance einer Art Zwischenlagerung. Ziel ist, nachzudenken, was denn passieren könnte. Manchmal muß das Nachdenken aus Kostengründen dazu führen, daß man sagt, hier fällt uns nichts ein, auf Dauer sind die Kosten nicht zu erbringen. Aber in anderen Fällen – wenn es 50 % der Fälle sind, so ist dies, glaube ich, eine gute Quote – fällt einem nach 2–3 Jahren etwas ein, was in einem zunächst einmal im Besitz der öffentlichen Hand befindlichen Industriedenkmal geschehen kann. Dies ist alles möglich, weil das Bewußtsein für Denkmäler gestiegen ist. Die konkreten Konflikte, nicht die, über die räsoniert wird, sind seltener, als man glaubt.

In Nordrhein-Westfalen sind bisher 46 000 Denkmäler unter Schutz gestellt worden. Diese Unterschützstellung geschieht in Nordrhein-Westfalen – die Denkmalschützer haben das immer für abwegig gehalten, ich glaube, sie sind eines Besseren belehrt worden – durch die Gemeinden, die sich damit identifizieren können. Die Notlösung, wenn eine Gemeinde dies nicht will, daß die Fachleute, der Landeskonservator und der zuständige Minister, die Entscheidung in die Hand nehmen müssen, ist in einem minimalen Bruchteil der 46 000 Fälle notwendig geworden, nämlich bisher in 337 Fällen. Und damit kann man feststellen: Die Kommunen gehen mit ihren Denkmälern richtig um.

Etwas schwieriger ist es, ich habe es schon einmal gesagt, bei Großverwaltungen. Die haben seit einiger Zeit einen Berufungsfall, nämlich den skandalösen Umgang des Deutschen Bundestages mit seinem Plenarsaal. Die Entwicklung wird immer skandalöser. Nachdem ein Verfassungsgutachten, auf das sich Bundestag und Nordrhein-Westfalen geeinigt hatten, festgestellt hatte, daß es in der Autonomie des Bundestages läge, am historischen Ort bestimmen zu können, daß er anders tagen möchte, nämlich nicht mehr klassisch – vorne sitzt die Regierung und gegenüber das Parlament, sondern im Kreis –, wurde der Plenarsaal beseitigt. Nun überlegt man es sich anders. Ein schlechtes Beispiel, wie es schlechter nicht sein könnte. Und dennoch will ich an dieser Stelle eben das wiederholen. Ich glaube, wir sollten in dieser quantitativen Größe denken: Von 3 Millionen Baulichkeiten sind nur 80 000 denkmalwert. Wir brauchen sie. Und jetzt nenne ich zum Schluß einen Grund, einen sehr abstrakten Grund, warum wir sie brauchen:

Am Ende des 20. Jahrhunderts – nachdem uns das reflexiv klargeworden ist, was Technik verändert hat, welche Probleme sie geschaffen hat, welches Auseinanderfallen von technischem Wissen und Lebenswelt entstanden ist, welche Probleme Kultur als Rückbindung durch die technische Entwicklung bekommen hat –, da brauchen wir die Anknüpfung an die Denkmäler. Auch die Anknüpfung an die Technischen Denkmäler, um die technische Entwicklung der nächsten 50 Jahre kulturell stärker beherrschen zu können, als es mit der technischen Entwicklung der letzten 100 Jahre der Fall gewesen ist. Wir haben dazu mehr Zeit, wir haben dazu mehr Geld, wir haben dazu mehr Wahlmöglichkeiten. Wir brauchen Beispiele der Vergangenheit, denn ohne Beispiele der Vergangenheit läßt sich die Zukunft nicht bewältigen. Deshalb glaube ich, auch für dieses sehr abstrakte gesellschaftliche Ziel leisten Sie hier Wesentliches, wenn Sie auf diesem Kongreß Ratschläge an Gesellschaft und Politik in ganz Europa erarbeiten wollen, wie der Teil des kulturellen Erbes, der die letzten 100 Jahre Europas bestimmt hat – nämlich die Technik festgehalten werden kann, damit die nächsten Generationen es lernen, Technik in sozialer, ökologischer lebensweltlicher Beziehung besser zu beherrschen.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Christoph Zöpel
Minister für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr
des Landes Nordrhein-Westfalen
Breite Straße 31
D-4000 Düsseldorf